

## Kapitel zwei – Beau

9976 Bizcocho Drive, Cahuenga Boulevard East,  
Hollywood, Kalifornien

Ich hätte gar nicht da sein sollen, *ergo* hätte ich auch nie davon erfahren sollen. Doch ich kam früher aus der Schule nach Hause, weil ich frische Klamotten brauchte. O'Donnell und seine Kumpel hatten sich nämlich etwas Neues einfallen lassen, um mich zu erniedrigen – sie hatten mich kopfüber in den Müll-eimer neben der Cafeteria gesteckt. Auf dem Heimweg klebte mein Eels-T-Shirt auf meiner Haut wie Frischhaltefolie.

Ich betrat das Haus durch die Hintertür. Unsere Haushälterin Concepción (für uns nur Connie) saß gerade in der Küche und las einen Brief.

»Hey«, sagte ich. Sie schoss vor Schreck senkrecht in die Luft und fingerte den Brief schnell in den Umschlag zurück.

»Oh, was ist los, Connie?«, fragte ich, weil ich glaubte, der Brief wäre von ihrem Sohn Nando, der wenige Monate zuvor wieder nach Mexiko abgeschoben worden war. Ich wusste, dass sie sehnlichst auf eine Nachricht von ihm wartete.

»Es ist nichts. Nein, mach dir keine Sorgen«, sagte

sie und flatterte mit den Armen, als wollte sie eine ganze Ameisenarmee abschütteln. Sie bemerkte mein feuchtes T-Shirt. »Oh, du bist ja ganz nass. Ich mach gleich 'ne Wäsche ...«

»Ach, ich hatte nur einen kleinen Unfall in der Schule«, sagte ich betont lässig.

Sie schob den Brief in ihre Schürzentasche und ich sah die Anschrift.

»Da steht ja meiner und Paisleys Name drauf.« In diesem Moment begann mein Herz laut zu wummern. Ich fragte sie, von wem der Brief sei, aber sie antwortete nicht, sondern plapperte weiter, ich solle mein Shirt ausziehen, damit sie es waschen könne. Sie hatte es mir praktisch schon halb über den Kopf gezogen, als ich mich endlich loswand.

»Connie, wenn dieser Brief für mich ist, möchte ich ihn gern sehen, okay?« Ich gab mir alle Mühe, höflich zu bleiben, trotzdem wurde ich gegen meinen Willen lauter.

Sie seufzte, holte den Brief aus ihrer Tasche und legte ihn wortlos auf den Küchentresen. Dann verließ sie den Raum und ich hörte, wie sie nach oben ging.

Ich sah auf den Umschlag. *Mr Beau und Miss Paisley Argent*. Er trug einen Stempel aus Spurina, Nevada. Ich nahm ihn in die Hand und zog langsam ein kleines Stück Papier heraus. Es war einseitig von einer krakeligen blauen Schrift bedeckt. Und Folgendes war zu lesen:

*An meine Wunderzwillinge,*

*hier bin ich nun also in Spurina. Es ist zwar nicht Las Vegas, aber dafür ganz in der Nähe. Falls Ihr mich also besuchen kommt, können wir uns wenigstens die bunten Lichter ansehen. Eddie hat mich fürs Erste bei sich einquartiert.*

*Die Wohnung ist zwar ziemlich klein, aber sie hat vier Wände und eine Dusche und das reicht mir völlig. Wie ich schon in den Briefen davor geschrieben habe: Das ist nur eine Notlösung. Ich werde mir bald einen guten Job suchen und eine eigene Wohnung und dann könnt Ihr mich ja mal besuchen kommen. Euch geht's vermutlich so gut, dass Ihr Euren alten Herrn gar nicht braucht, der überall seinen Senf dazugibt. Aber egal, was Ihr denkt, ich werde hier auf Euch warten.*

*Dicke Umarmung*

*Dad*

Eine Woge durchlief meinen Körper und ich sah plötzlich alles glasklar. Dad. Er wollte uns. Er hatte uns immer gewollt. Als wir sechs Jahre alt waren, war er wegen eines bewaffneten Raubüberfalls verurteilt und ins Gefängnis gekommen. Jetzt hatte man ihn entlassen. Er war ein freier Mann. Ein freier Dad! Während seiner ganzen Haftzeit hatten wir ihn weder gesehen noch das kleinste bisschen von ihm ge-

hört. Das Stück Papier in meinen Händen war nach zehn Jahren das erste winzige Verbindungsglied zu ihm.

Aber »Briefe davor« – was sollte das heißen? Wann hatte er mitgeteilt, dass er nach Spurina gehen würde? Wer war Eddie? Woher wollte er wissen, dass es uns »so gut« ging? Ich fand nicht, dass es uns so gut ging. Wer hatte ihm das erzählt?

»Connie?«

Ich hörte sie oben nicht herumrumoren und das beunruhigte mich irgendwie. Da war ein entferntes Klappern am anderen Ende des Hauses, nahe meinem Zimmer. Ich nahm zwei Treppenstufen auf einmal und entdeckte Connie schließlich im Gästezimmer. Sie saß vor dem Schreibtisch auf dem Boden, mit einem Schuhkarton voller Briefe im Schoß, und weinte in ihre Schürze.

»Das sind alle«, sagte sie. »Miss Virginia hat mich gezwungen seine ganzen Geschenke wegzuworfen. Aber die Briefe gehören jetzt euch. Ich halt das nicht mehr aus. Es ist einfach zu traurig.«

Ich sah auf die Briefe. Es mussten an die fünfzig Stück sein. »Seit wann hat er uns geschrieben?«

Sie lächelte und ihr Blick verklärte sich. »Du und Paisley, ihr wart sieben. An eurem siebten Geburtstag kam eine Karte. Er liebt euch so sehr, Beau. So sehr ...«

Ich fing an zu heulen, so wie immer. Meine

Schwester Paisley findet, ich wäre zu nah am Wasser gebaut. Sie weint niemals, wenn sich's vermeiden lässt. Als wir noch klein waren, sind wir einmal freihändig auf unseren Fahrrädern eine abschüssige Straße hinuntergerollt. Paisley stürzte und schlitterte so übers Pflaster, dass seitlich am Bein die Haut bis aufs rohe Fleisch abgeschürft war. Als ich zu ihr kam, tat sie, als hätte sie nicht geweint, wischte sich über die Augen und sagte nur »alles okay«. Sie konnte kaum laufen. »Das gibt eine coole Narbe«, sagte sie und stieg sofort wieder auf ihr Rad, als wäre nichts geschehen, obwohl noch immer Blut an ihrem Bein hinabrann. So ist sie schon immer gewesen. Ich glaube, sie weiß einfach, dass sie nur schwer mit Weinen aufhören könnte, wenn sie erst einmal damit anfinge. Sie sagt, Tränen seien ein Zeichen von Schwäche. Zumindest hat ihr das unsere Großmutter eingetrichtert.

»Du hast sie vor uns versteckt?«, fragte ich.

Connie stand auf, drückte mir den Karton in die Hand und verschloss die Schreibtischtür wieder. Ich ertrug es nicht, sie weinen zu sehen. Sie hat uns immer getröstet, wenn wir als Kinder geweint haben. Immer hat *sie* für uns gekocht, uns zu Bett gebracht, hat mit uns eingekauft und mit uns gekuschelt.

Ich stank zwar noch nach den Küchenabfällen der Cafeteria, trotzdem wollte ich sie umarmen. Ich

legte versuchsweise meinen Arm um sie, spürte, wie sie sich steif machte, dann nachgab und sich an mich schmiegte.

»Und du hast sie die ganze Zeit aufgehoben?«, fragte ich und fühlte an meinem Kinn, dass sie nickte.

»Vielleicht verliere ich jetzt meinen Job.«

»Keine Sorge.«

Wir lösten uns voneinander und sie tippte auf den Deckel des Kartons. »Die gehören jetzt dir. Bitte, ich will sie nicht mehr. Du sollst sie lesen.« Sie fasste mit spitzen Fingern an mein T-Shirt. »Und zieh dir bitte was andres an. Ich wasche die Sachen, bevor ich gehe.«

Und dann verließ sie den Raum und mich und den Karton und verschwand treppab. Kurz darauf hörte ich im Wohnzimmer den Staubsauger brummen.

Ich pellte mich aus dem ekligen T-Shirt und verbrachte den Rest des Nachmittags damit, jeden einzelnen Brief zu lesen, den uns Dad aus dem Gefängnis geschickt hatte. Es waren unzählige Briefe und keinen davon hatten meine Schwester und ich je zu Gesicht bekommen. Ich fasste jeden so vorsichtig an, als wäre er ein antikes Schriftstück, das von meinen klammen Fingern verhunzt werden könnte. Jeder Brief versetzte mich zehn Jahre zurück in die Vergangenheit, nach New Jersey. Zurück in die Zeit, als Paisley und ich noch Kinder waren. Zurück zu Dad

und zu den Ausflügen, die er damals mit uns machte. In den Park, zum Golfklub, wo wir an niedrigen Tischen Eierkuchen aßen und er sich tief hinunterbeugen musste. In Hotellobbys, wo er uns Münztricks zeigte und wir um Bonbons Karten spielten.

Dann fiel mir wieder ein, wer Eddie war. Ich erinnerte mich an die Zeit zurück, als Dad uns auf seine Fahrten in die Stadt mitnahm. (Er arbeitete als Vertreter für New Jersey Gardenia und verkaufte Toilettenartikel an Hotelketten.) Er gab uns Schokomintzaler und Gummibärchen, wenn wir artig waren. Wir hingen in diesen piekfeinen Hotels rum, spielten auf den prachtvoll geschwungenen Treppen, huschten in die Fahrstühle hinein und wieder hinaus, schlitterten über die makellosen Marmorböden der Badezimmer, während er seiner Arbeit nachging. Genau wie in diesem Kinderbuch *Eloise im Plaza-Hotel*. Manchmal, wenn in einem Hotel viel los war, suchte er schnell einen Aufpasser für uns – meist irgendeinen Tattergreis, der uns die ganze Zeit erklärte, wie glücklich wir uns schätzen konnten, und uns erzählte, dass er als Kind nur Schrott zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Aber manchmal bekamen wir auch einen Portier wie Eddie.

Eddie aus dem Roosevelt Hotel war toll. Er sah aus wie Will Smith, nur kleiner. Er trug immer diese prächtige Uniform mit burgunderrotem Kragen, er zeigte uns Münztricks, genau wie Dad, und brachte

uns mit Geschichten über die Hotelgäste zum Lachen, erzählte uns, wer superreich und wer superschrullig war. ›Anzüge‹ nannte er sie nur. Anzüge mit goldenen Ehefrauen. Jedes Mal, wenn in dem Hotel eine Firmentagung stattfand, reisten zahlreiche Anzüge an mit farblich zueinander passenden Designgepäckstücken. Immer warteten die Männer an der Rezeption, während die Frauen dastanden und seufzend mit ihren Absätzen auf den Marmorboden tickten. Paisley und ich verzogen uns mit unseren Süßigkeiten nach oben auf die Galerie und blickten von dort hinab auf die Hotellobby, schauten in die glitzernden Kronleuchter, sahen den Touristen bei der An- und Abreise zu und warteten darauf, dass Dad wieder auftauchte.

Ich erinnerte mich auch an das letzte Mal, als er uns in die Stadt mitnahm. Am nächsten Tag hatten wir Geburtstag und als eine Vorgeburtstagsüberraschung lud er uns in ein kleines Lokal an der Grand Central Station ein, wo wir Hamburger und Pommes aßen. Dad hatte sich ein Sandwich mit Schinken, Salat und Tomate bestellt. Ich brannte darauf, ihn nach dem Streit auszufragen, den Mom und er in der Nacht gehabt hatten. Unser Nachbar, Mr Wong, hatte sogar bei uns geklingelt und sich beschwert, weil der Lärm bis zu ihm drang. Mom hatte laut und schrill geklungen, Dad leise und beschwichtigend. Und dann klang er laut und beschwichtigend und



sie leise und vorwurfsvoll. Paisleys und mein Zimmer lag über der Küche, wo sich die Streitigkeiten meist abspielten. In dieser Nacht nannte Mom uns »diese kleinen Scheißer« und beschwerte sich darüber, dass Dad nie zu Hause sei und er uns ständig Süßigkeiten gebe, um sich bei uns beliebt zu machen. Das stimmte in gewisser Hinsicht. Dad kaufte uns wirklich tonnenweise Naschzeug. Wollte man meine Schwester und mich zu irgendwas bringen, musste man uns Süßkram geben. Das war sozusagen das Patentrezept, wenn man mit uns klarkommen wollte.

Paisleys Mund war schon völlig mit Ketchup verschmiert. Sie löcherte Dad mit Fragen über die Ehefrauen im Roosevelt.

»Sind sie aus Gold gemacht, Dad?«

»Nein, Schatz. Wie kommst du darauf?«

»Weil sie golden aussehen.«

»Nein, sie sind nicht aus Gold. Auch wenn sie mit Sicherheit eine Menge davon haben. Ich selbst hätte auch nichts gegen einen kleinen Goldbarren.«

»Gehen sie arbeiten?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Was machen sie den ganzen Tag?«

»Keine Ahnung, Schatz.«

Ich hielt es nicht länger aus. »Lasst ihr euch scheiden, du und Mom?«, platzte ich heraus.

Ich erinnere mich noch, dass er energisch seinen

Bissen Brot kaute und die Stirn in Falten legte. »Warum fragst du das, mein Junge?«

»Weil wir gehört haben, wie ihr letzte Nacht rumgeschrien habt.«

Er biss noch mal von seinem Brot ab und wischte sich mit der zerknüllten Serviette übers Kinn. Dann sagte er: »Tut mir leid, Kinder. Wir dachten, ihr schlaft längst.«

»Haben wir auch«, sagte Paisley. »Aber ihr habt uns wach gemacht.«

Dad schüttelte den Kopf. »Wir hatten nur eine kleine Auseinandersetzung, so wie ihr zwei manchmal auch. Wir lassen uns nicht scheiden.«

»Wo hat's bei dir gebrannt, Dad?«, fragte Paisley.

»Wie meinst du das, Schatz?«

»Du hast zu Mom gesagt, du bist abgebrannt. Wo ist bei dir was abgebrannt?«

Dad neigte den Kopf und wischte sich erneut mit der Serviette übers Kinn. Als er den Kopf wieder hob, lächelte er. Er schnappte sich die Karte aus dem Ständer. »Wer will Käsekuchen? Mal sehen, was sie da haben ... oh, ich nehm den mit Erdbeere, glaube ich. Oder den Schoko-Käse. Wollt ihr auch ein Stück Schoko-Käse?«

Wir nickten und tunkten unsere Fritten in den gemeinsamen Ketchupsteller.

Ich erinnerte mich jetzt ganz deutlich. Auf dem Nachhauseweg warf Dad Schokomintzaler zu uns

nach hinten auf den Rücksitz, wie kleine Sterne regneten sie auf uns herab. Paisley und ich kuschelten uns in eine Decke.

»Versucht ein bisschen zu schlafen, okay, Kinder? Wird dichter Verkehr sein auf der Straße nach Jersey. Wir haben eine lange Fahrt vor uns.«

Ungefähr eine Woche später ging Dad wie immer zur Arbeit und kam nicht wieder zurück. Wir nahmen einfach an, dass Mom ihn rausgeworfen hatte. Erst später erfuhren wir, dass er im Gefängnis gelandet war. Mom sprach immer weniger mit uns und trank immer mehr. Und bald darauf sagte sie gar nichts mehr. Es waren Paisley und ich, die sie fanden.

Paisley vermisst Dad noch heute wie verrückt. Sie redet in einer Tour von ihm. Von seinen aus dem Stegreif erfundenen Gutenachtgeschichten, in denen wir stets eine Hauptrolle spielten. Von seinen belegten Schinkenbroten – die besten in ganz New Jersey, wie er immer sagte. Davon, wie er uns immer seine Wunderzwillinge nannte. Ich dagegen hatte mich schon vor Jahren mit dem Gedanken abgefunden, dass er nichts mehr von uns wissen wollte. Diese Briefe jetzt hauten mich einfach total um. Ich hatte keine Ahnung, was ich empfinden sollte. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte.

Den ganzen Nachmittag lang grübelte ich und las immer wieder sämtliche Briefe, und dann wusste ich: Ich musste es Paisley sagen. Das war der nächste

Schritt. Aber ich wusste nicht, wie. Sie hatte ein Nutzungsverbot für alle Computer ihrer Schule aufgebracht bekommen, daher konnte ich ihr keine Mail schicken. Ich versuchte es mit Anrufen, drückte aber jedes Mal auf Aus, sobald ich am anderen Ende ihre Stimme hörte. Mir fielen einfach nicht die richtigen Worte ein. Ich wusste, ich würde nur herumdrucksen und dann irgendwelchen Mist erzählen und sie würde einen paisleymäßigen Tobsuchtsanfall bekommen. Wenn ich nicht wollte, dass sie aus ihrer Schule Kleinholz machte, musste ich mir genau überlegen, wie ich es ihr am besten verklickerte. Ich beschloss ihr einen Brief zu schreiben. Ich brachte den ganzen Abend damit zu. Meine zahlreichen Versuche lagen halb zerknüllt auf dem Teppich.

*Pais, ich muss Dich dringend sprechen ...*

*Schwesterherz, Du wirst es nicht glauben ...*

*Liebe Paisley, dieser Brief fällt mir echt schwer. Ich habe keine Ahnung, wie Du es aufnehmen wirst ...*

*Pais, ich weiß nicht, wie ich es Dir sagen soll ...*

*Paisley, ich finde einfach nicht die richtigen Worte, drum sage ich geradeheraus, wie es ist ...*

*PJ, sieh mal, was uns hier vor die Füße geflattert ist ...*

*Liebe Schwester, Du wirst nicht glauben, was heute passiert ist. Als ich aus der Schule kam, saß Connie in der Küche ...*

*Paisley, ich hab wichtige Neuigkeiten, also ruf mich an ...*

*P, es geht um Dad ...*

*Pais, Erinnerst Du Dich noch an unseren Dad? Tja, es ist so: Er hat uns nicht einfach im Stich gelassen. Er hat uns seit zehn Jahren regelmäßig geschrieben, aber unsere Großmutter hat es uns verheimlicht ...*

Egal wie ich es formulierte, eines stand fest: Sie würde komplett ausrasten.

## Kapitel sieben – Paisley

9976 Bizcocho Drive, Cahuenga Boulevard East,  
Hollywood, Kalifornien

»Tu's einfach«, schrie ich.

Ich fühlte mich mies dabei, Beau die ganze Zeit herumzukommandieren, aber nur so brachte man ihn in die Gänge. Es war immer dasselbe mit ihm. Wenn's nach ihm ginge, würden wir noch immer im Bauch unserer Mutter hocken ...

Ich ging zurück in Komas Zimmer. Die Schneekugel lag glitzernd auf der anderen Bettseite. Ich lief um das Fußende herum, um sie mir zu holen, und bemerkte, dass die Nachttischschublade einen kleinen Spalt offen stand. Einmal, als Beau und ich noch klein waren, hatten wir beim Herumstöbern darin ein Buch entdeckt mit vielen Farbfotos von Leuten, die es auf Motorhauben miteinander trieben.

Aber das Buch lag da nicht mehr. Nur ein Stapel mit sauberen Seidenschlupfern. Und obendrauf eine funkelnde Silberpistole.

Der Griff war schwarz, der Lauf silbern und ich konnte nicht widerstehen, sie herauszunehmen und meine Finger darum zu schließen. *Eclipse Target* stand auf dem Lauf. Ich hatte schon mal in einem

Film eine Silberpistole gesehen, aber die war nicht annähernd so schön gewesen wie diese hier. Diese hier strahlte. Ich streichelte sie, presste sie an meine Wange.

Ich hatte Koma einmal, als ihre Clique von Pool-schlampen zum nachmittäglichen Gintrinken und gegenseitigem Bemitleiden bei uns eingefallen war, davon reden hören, dass sie sich eine Pistole zulegen wollte. Dass es immer mehr Verbrechen geben würde und sie sich nicht mehr sicher fühlte, wenn sie in Los Angeles unterwegs war. Dass sie als Amerikanerin schließlich ein Recht darauf hatte, »eine Waffe zu tragen und mich selbst zu verteidigen«.

Ich dachte nicht lange nach. Ich schob die Pistole hinten in meinen Rockbund und zog mein T-Shirt drüber. Fertig. Jetzt war sie einfach mit dabei. Das kalte Metall auf meiner Haut ließ mich kurz erschauern, aber dann fühlte es sich ganz warm an und beinahe anschmiegsam, fast so, als wäre es schon immer da gewesen.

Ich machte die Schublade zu, nahm die Schneekugel vom Bett und hielt sie vor dem Fenster ins Licht. Die Diamanten am Standfuß glitzerten um die Wette.

Ich spürte etwas in meinem Rücken. Wie ein kalter Lufthauch, der durch eine Fensterritze dringt.

»Wie ich sehe, bist du wieder zu Hause«, tönte eine Stimme. Ich drehte mich um. Da war sie also,

die männermordende Raubkatze auf zwei Beinen – der Cougar. Ihre Miene war ausdruckslos. Sie hatte sich die Möpfe machen lassen, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, und noch mehr Botox im Gesicht. Ihre äußeren Lidränder waren so straff gezurrt, als würde jemand an Strippen von hinten daran ziehen. Unter ihrem leicht geöffneten Seidenmorgenmantel blitzte ein weißer Bikini hervor.

»Ei, Großmutter, was hast du für große Titten?«, feixte ich.

Sie schenkte mir ein schmallippiges, eiskaltes Lächeln und schloss die Tür hinter sich. »Ich habe einen Anruf von deiner Rektorin bekommen. Was war es diesmal? Drogen, Sex oder Gewalt?«

»Was soll ich sagen? Ich hab halt von der Allerbesten gelernt.«

Die Schneekugel fest in der Hand ging ich auf die Tür zu. Koma stellte sich mir in den Weg.

»Mach Platz!«, schrie ich. Sie sah mich an und versuchte offenbar die Stirn zu runzeln, aber das Botox machte ihr einen Strich durch die Rechnung. Ihr Blick wanderte erst zu der Schneekugel, dann zu mir. Dann zum leeren Fenster.

»Aha, so ist das also. Du wolltest mein Auto und meine Sachen stehlen und dich dann aus dem Staub machen, richtig? Hab ich dich etwa so erzogen, Jane?«

»Dreimal falsch«, sagte ich und fuchtelte dabei mit der Schneekugel in meiner Faust herum, als



wollte ich ihr damit den Schädel einschlagen. »Erstens, das ist *unser* Auto. Du hast es gekauft, nachdem wir in der *Montel-Williams-Show* aufgetreten sind, weißt du noch? Zweitens, das sind *alles* unsere Sachen. Und drittens, *du* hast weder mich noch Beau erzogen. Du hast jemand anders dafür bezahlt, dass er die Erziehung übernimmt.«

Sie seufzte. »Ist das ein Wunder? Deine eigene Mutter konnte deinen Anblick nicht ertragen. Dein Vater ist sogar ins Gefängnis geflüchtet, um von dir wegzukommen.« Ich trat ganz dicht an sie heran und legte die Hand auf die Klinke. Die Tür öffnete sich, aber sie drückte sie wieder zu. »Du widerst jeden an.«

In solchen Situationen spulte sie immer die gleiche »Deine Eltern haben dich verlassen«-Leier ab. Ich war dagegen nie wirklich immun geworden, aber wir gerieten so oft in Streit, dass ich mittlerweile gelernt hatte mich darauf gefasst zu machen.

»*Ich* bin widerlich?«, lachte ich. »Wenigstens bin ich keine notorische Schlampe, die mit dem Hauspersonal fickt.« Wenn ich's recht bedachte, war ich genau das. Aber das würde ich ihr nicht auf die Nase binden.

»Du bist so was von vulgär, Jane. Meine Ohren sind keine Mülleimer.«

»Nee, aber dein Arsch ist einer. Geh mir jetzt aus dem Weg.«

»Nein, du bleibst verdammt noch mal hier und trägst die Konsequenzen deines Handelns.«

»Glaubst du etwa, ich bleibe bis in alle Ewigkeit hier? Du kannst mich nicht einsperren wie einen beschissenen Häftling. Ich bin nicht Beau.«

Sie lächelte, die Hände in die Hüften gestemmt. »Wo willst du denn hin, hm? Du hast sonst keine Familie mehr. Du bist sechzehn. Mach dir nichts vor, ich bin alles, was du noch hast.«

»Nein, bist du nicht. Wir werden zu Dad ziehen. Wir haben seine Briefe gefunden. Connie hat sie alle aufbewahrt ...«

»Zu Dad?«, wiederholte sie. Sie starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an wie irgend so ein sonderbarer Vogel. »Wohin zu Dad? In ein olles Pensionszimmer? Ins Obdachlosenasyll? Sie bringen entlassene Häftlinge nicht gerade in einem luxuriösen Herrenhaus unter, weißt du, Schatz.«

»Na und? Es wird in jedem Fall ein Palast sein verglichen mit diesem Dreckloch hier. Geh mir aus dem Weg.«

»Er hat euch ja noch nicht mal angerufen«, höhnte sie. »Irgendwie seltsam, oder? Okay, er hat euch geschrieben ... aber da saß er noch im Gefängnis und hatte nichts Besseres zu tun.«

Ich packte die Schneekugel so fest, dass mir die Diamanten in die Handfläche schnitten; ich glaubte, jeden Moment würden meine Finger die gläserne

Kuppel zum Bersten bringen. Um Himmels willen, bloß nicht heulen, dachte ich. Du blödes Weichei. Denk an Dad. Ihre Worte waren wie scharfe Messerklingen, aber ich schluckte sie einfach hinunter.

»Er war hier, nachdem er seine Bewährungszeit hinter sich gebracht hatte, und wollte uns sehen. Aber du hast ihn davongejagt.«

»Und er ist nie wieder zurückgekehrt. Ende vom Lied. Als er merkte, dass er nicht an euer Vermögen rankonnte, ist er wieder abgezogen, schneller als man Geldgeier sagen kann.«

»Lügnerin«, sagte ich und streckte meine Hand erneut nach der Klinke aus. Ihre Miene verhärtete sich und sie ließ sich mit dem Rücken gegen die Tür fallen. Wir standen so dicht voreinander, dass ich ihren heißen Atem auf meinem Gesicht spüren konnte. Er stank wie Kerosin.

»Mach dich lieber auf eine bittere Enttäuschung gefasst, wenn du glaubst, er würde dich so wie früher in seine Arme reißen. Du bist nicht mehr sein kleines süßes Knuddelmäuschen.«

»Schieb deinen Hintern beiseite.«

»Überleg doch mal.« Sie grinste, die Augen groß und schwarz. »Ihr wart ihm so egal, dass er sogar in Kauf genommen hat ins Gefängnis zu wandern. Und damals wart ihr noch Kinder. Also warum sollte er sich dann heute für dich interessieren? Für eine ekelhafte durchgeknallte Teeniegöre?«

»Weil er uns liebt. Kennst du noch das Wort ›Liebe‹? Du kannst es im Wörterbuch finden.«

Sie presste sich noch fester an die Tür.

»Also gut. Von mir aus kannst du gehen. Ich *erlaube* dir zu gehen. Aber deinen Bruder nimmst du nicht mit. Du kannst gehen, Jane, aber er bleibt hier. Und das da gehört mir«, sagte sie und schnappte nach der Kuppel der Schneekugel in meiner Hand.

Ich riss sie an mich. »Mein Name ist Paisley, verfluchte Scheiße noch mal.« Ich drehte mich zum Fenster und schleuderte die Schneekugel in die Scheibe, die klirrend zu Bruch ging. Kurz herrschte Stille, dann schlug die Kugel mit einem dumpfen Wums unten in der Einfahrt auf.

Ich wandte mich ihr wieder zu. Sie zog scharf Luft ein und musterte mich so finster wie ein Vampir sein Opfer, kurz bevor er ihm das Blut aus der Halsschlagader saugt. Sie packte mich an den Schultern und schubste mich gegen den Schrank hinter mir. Ich fasste sie am Kinn, drückte es nach oben, dann schleuderte ich sie aufs Bett und machte einen Satz in Richtung Tür, aber sie umklammerte meinen Fuß mit einer Hand und hielt ihn fest.

»Lass mich los. Lass mich verdammt noch mal los!«, schrie ich strampelnd und um mich tretend, in der Hoffnung, sie mit dem Stiefel im Gesicht zu erwischen. Sie ließ los, riss mich jedoch gleich wieder zu Boden, packte meinen Kopf mit beiden

Händen und knallte ihn mit Wucht auf den Teppich. Ich wand mich aus ihrem Griff und rappelte mich schwankend hoch. Sie kam, aufs Bett gestützt, auf die Füße, das Haar zerraut und ein Ärmel ihres Seidenmantels in Fetzen. Ich lachte. Mit einem letzten Satz sprang sie mich an und schubste mich mit aller Kraft ins Badezimmer. Dann griff sie nach der Klinke und zog die Tür zu.

Ich konnte hören, wie sie keuchend einen Stuhl unter die Klinke schob.

»Ich hab genug von dir«, rief sie mit atemloser, fiepender Stimme. »Ich weiß nicht, was ich mit dir machen soll. Du bleibst jetzt da drin, bis du dich wieder beruhigt hast.«

Ich lag schwer atmend unter dem Handtuchhalter, halb gegen die geflieste Wand gelehnt. Ich erinnerte mich daran, dass Mom die gleichen Worte benutzt hatte, als sie mich und Beau im Keller eingesperrt hatte. *Ihr bleibt jetzt da drin, bis ihr euch wieder beruhigt habt.* Sie war genauso wenig mit uns klar gekommen. Die einzige Lichtquelle im Raum waren die flackernden Kerzen auf dem Rand der gefüllten Badewanne. Mein Mund brannte und pochte, als hätte er einen eigenen Herzschlag. Ich berührte meine Oberlippe. Blut. Ich riss etwas Klopapier von der Rolle ab und drückte es auf die Wunde, während ich mich aufrappelte. Ich schaute in den Spiegel. Ein Schnitt. Meine rechte Wange war auch aufgeschlitzt.

Sie hatte mich mit einem ihrer Diamantringe erwischt.

»Ist nicht schlimm, ist nicht schlimm, ist nicht schlimm«, flüsterte ich und stampfte mit dem Fuß auf den Fliesenboden. Mein ganzes Gesicht pulsierte.

»Hör-auf-hör-auf-hör-auf!« Ich befeuchtete ein Stück Klopapier unter dem Wasserhahn. Meine Hand zitterte. Ich drehte den Hahn zu und warf den nassen Klumpen in die Kloschüssel. Ich lutschte an meiner Lippe und warf einen prüfenden Blick in die Spiegelfläche des Badschranks, der über dem Waschbecken hing. Das würde eine geniale Schramme geben. In puncto coole Verletzungen war stets Verlass auf die gute alte Koma. Andere Großmütter brachten ihren Enkelinnen bei, wie man einen Kuchen bäckt oder einen Knopf annäht. Meine brachte mir bei, wie man mit Fäusten kämpft. Die Mädels in der Schule waren echte Weichbrote. Sie zogen einen immer an den Haaren oder den Klamotten. Nie hatte ich von ihnen Schläge einstecken müssen wie die von ihr.

Der Spiegelschrank stand einen Spaltbreit auf. Ich öffnete ihn. Auf dem schmalen Bord stand eine lange Reihe von kleinen Pillenflaschen. Oxycodon. Vicodin. Lorazepam. Hydrocodon. Tylenol. Ativan.

Ativan. Ich erinnerte mich, dass einer der Charaktere aus *Emergency Room* versucht hatte sich mit einer Überdosis Ativan umzubringen. Ich steckte die Pillen ein.

Ich probierte die Klinke hinunterzudrücken. Keine Chance. Ich zog schniefend die Nase hoch, wischte sie mit dem Handrücken ab, aber als ich hinsah, klebte daran nicht wie erwartet Rotze, sondern Blut. Ich schmierte es an einem ihrer blütenweißen Handtücher ab und fing an mit den Füßen gegen die Tür zu treten, zunächst noch zaghaft, aber dann wie besinnungslos. Fester und fester und schneller und schneller, bis die Tür nachgab und auf Höhe der Klinke zu splintern und zu bersten begann. Die Tür schwang auf und riss den Stuhl mit um. Das Zimmer war leer. Koma war weg.

Ich nahm zwei brennende Kerzen vom Badewannenrand und hielt sie an die japanischen Seidenvorhänge aus Fukuoka.

»Fuck-you-Koma.« Ich lachte. Stimmt schon – ich bin total durchgeknallt, dachte ich.

Als würde ich ein kleines Flammenorchester dirigieren, schwang ich die Kerzen hin und her, beobachtete, wie die orangefarbenen Zungen höher und höher leckten, roch den Geruch von brennender Seide, spürte die Hitze auf meinem schweißbedeckten Gesicht. Ich war wie berauscht.

»Oh, du musst hier raus, Paisley Argent«, sagte ich, warf die Kerzen aufs Bett, durchquerte den Raum und schlug die Tür hinter mir zu.

Koma war nirgends auf der Etage zu sehen. Und draußen stand der Fiero mit laufendem Motor. Alle

unsere Sachen lagen in dem geöffneten Kofferraum, aber Beau war nicht da.

»Scheiße!«, sagte ich, langte durchs Fahrerfenster und machte den Motor aus. Als ich zum Haus blickte, sah ich Beau herauskommen und dahinter Matt den Gärtner, der meinen Bruder mit einem Arm so dick wie ein Schinken im Schwitzkasten hielt.

»Du musst Paisley sein«, sagte der rabiante Kerl.

»Und du musst Matt sein«, erwiderte ich.

Ich sah hoch. Ich weiß nicht weshalb. Ein Flackern. Das Feuer hatte sich schon bis zu meinem Zimmer durchgefressen.

»Kann ich einfach nicht machen. Ich kann euch nicht mit den Sachen eurer Großmutter abhauen lassen.«

Koma erschien hinter ihm in der Tür. Sie kam heraus, hielt direkt auf mich zu und pfefferte mir ein Bündel Geldscheine vor die Füße.

»Eintausend. Reicht das, damit du verschwindest?«

»Das und mein Bruder«, sagte ich und hob das Geld auf. Beau konnte mit Matts Arm um den Nacken kaum aufrecht stehen. Er versuchte sich aus Matts Griff zu befreien, aber Matts Arm war stark, boxerstark. Er sah aus wie der Donnergott Thor, nur mit ziemlich mädchenhafter Frisur. Die Sehnen unter seiner Haut zuckten. Mein Bruder sah mich mit seinen verzweifelten braunen Augen an.

»Jetzt kapier ich's. Du brauchst Beau, damit du



weiter an unser Geld rankommst.« Auf einmal war mir alles sonnenklar. Sie brauchte einen von uns beiden – und wen hatte sie besser im Griff? »Aber wenn ich für immer weggehe, wird er auch nicht hierbleiben.«

»Oh, er wird dableiben.« Sie funkelte mich an. »Er bleibt, und wenn ich ihn anketten muss. Beau ist ein braver Junge.« Matt drückte fester zu. Beau schloss die Augen.

»Wie viel zahlt sie dir dafür, Matt? Oder hat sie dir einen Anteil von unserem Treuhandfonds versprochen?«

Koma merkte sichtlich auf. »Beau bleibt. Du verschwindest«, sagte sie.

»Weißt du, Matt, inzwischen ist vermutlich gar nicht mehr viel übrig«, warnte ich ihn. »Das meiste von dem Geld ist draufgegangen, um mich in die Wüste zu schicken, und dann sind da noch die neuen Möbel und die neuen Möpse ...«

»Du ziehst jetzt besser Leine, Kleines«, sagte Matt und nahm Beau noch fester in den Schwitzkasten. Beaus Gesicht wurde immer röter und röter.

»Ich schätze, sie hat so ungefähr drei Millionen Dollar verpulvert.« Ich wartete und ließ meinen Blick zwischen Koma und Matt hin- und herwandern.

»Geh«, sagte Matt. Koma verschränkte die Arme vor der Brust.

»Beau, steig ins Auto ein«, sagte ich.

»Ärgh?«, gurgelte er.

»Ich glaube, du hast mich nicht verstanden, Jane. Beau bleibt hier. Aber du kannst gehen. Los, los.« Sie wedelte mit den Händen in meine Richtung, so als wäre ich eine kleine blöde Schmeißfliege, die nicht schnallte, was sie meinte. »Du brauchst nicht zu warten, bis du 18 bist. Ich entlasse dich hier und jetzt in die Freiheit. Mach schon. Das ist es doch, was du immer gewollt hast, nicht wahr?«

»Nein. Was ich wollte, war mein Vater, du fieses Aas.«

Sie schenkte mir ein Lächeln, eines dieser Lächeln, bei denen sich ihre fetten roten Transenlippen zu einem ultrabreiten, giftigen Joker-Grinsen verzogen.

»Okay.« Ich machte auf dem Absatz kehrt. Ich marschierte zum Auto. »Viel Erfolg beim Feuerlöschen«, rief ich beim Einsteigen und knallte die Tür zu.

Ich startete den Motor und trat aufs Gaspedal. *Schrrrrummm!* Ich warf einen Blick in den Rückspiegel. Koma trippelte laut kreischend ins Haus und Matt hatte seinen Griff etwas gelockert, gerade so viel, dass mein Bruder sich losreißen und zum Auto rennen konnte.

Ich rollte die Einfahrt hinunter, als die Beifahrertür aufflog und Beau schnaufend und japsend auf den Sitz krabbelte.

»Du liebe Güte, Paisley«, keuchte er, zog die pendelnde Tür zu und sah in den Rückspiegel. Ich schaltete in den ersten Gang und gab Gas.

»Sie hätte wissen müssen, dass man mich nicht in einem Zimmer voller brennender Kerzen allein lassen kann.«

Im Spiegel sah ich Flammen aus meinem Zimmerfenster schlagen, wie zuckende Zungen leckten sie an dem milchig weißen Nachmittagshimmel. Flammen und Funken und Asche stoben hinaus ins Freie. Es sah irgendwie hübsch aus.

»Scheiße, Pais. Du hast das Haus in Brand gesteckt?«, schnaufte Beau. »O Scheiße, das passiert jetzt nicht wirklich! Das passiert jetzt nicht wirklich ...«

»Dann sollten wir uns jetzt gegenseitig kneifen und wach werden«, sagte ich und schaute zu ihm rüber. Er hatte die Finger an die Schläfen gelegt, so als wollte er versuchen, die letzten 24 Stunden wegzumassieren.

»Das ist ihr Zuhause! Sie wird stinksauer sein, sie wird so was von stinksauer sein!«

Am liebsten wäre ich noch eine Weile dageblieben, denn ich hätte zu gern dabei zugesehen, wie die Plastikhaut der Alten zusammenschmolz, aber wir hatten keine Zeit. Den Blick nach vorne gerichtet, trat ich aufs Gaspedal und ließ das ganze jämmerliche Durcheinander hinter uns zurück.